

TIMO F. NEONAZI



Arena

Pummelchen in den Billigklamotten. Dementsprechend stolz war ich darauf, in meiner Klasse trotzdem Anerkennung zu bekommen. Ich war lustig. Selbst die Lehrer mussten oft über den Unsinn lachen, den ich in der Klasse von mir gab. (Auch wenn sie das nicht daran hinderte, mir anschließend schlechte Noten zu geben.) Egal. Ich feierte mein neues Leben ziemlich ausgelassen. Für Hausaufgaben und diesen ganzen Familienkram hatte ich keinen Nerv mehr. Hey, ich befand mich auf dem besten Weg, ein Mann zu werden! Mit dreizehn war ich Gast auf jeder Party und fing – als Zeichen meiner unendlichen Coolness – an zu rauchen und literweise Bier zu trinken. Bei einer dieser Partys hatten wir die glorreiche Idee, auf den nahe gelegenen Spielplatz zu gehen, um Schaukel-Weitsprung zu machen – wie mit meinem Schulfreund Sven früher. Ohnehin nicht besonders geschickt und durch den Alkohol noch weniger standfest, knickte ich aber leider schon bei der ersten Landung um. Damit war die Party vorbei. Nachts um zwei Uhr holte mich der Rettungswagen ab und brachte mich ins nächste Krankenhaus. Die Diagnose: Außenknöchelfraktur und ein angebrochener Innenknöchel. Das bedeutete: Ich musste bis auf Weiteres im Krankenhaus bleiben. Nun hatte ich ein bisschen Sorge, dass meine Mutter vielleicht doch wütend werden könnte. Mit dreizehn volltrunken auf einer Party – das war vermutlich nicht der Traum aller Mütter ...

Aber meine nahm das ganz locker. Sie besuchte mich beinahe täglich im Krankenhaus und brachte mir sogar Zigaretten mit. »Verbote bringen eh nichts«, meinte sie und ich dachte: *Ich habe wirklich die coolste Mutter der Welt*. Mal wieder nahm ich mir vor, alles dafür zu tun, dass sie mich auch für den coolsten Sohn der Welt hielt.

Als ich nach zwei Wochen endlich entlassen wurde, war ich natürlich noch nicht besonders gut zu Fuß unterwegs. Meine Mutter musste mich also ständig durch die Gegend kutschieren, was sie neuerdings aber gerne tat. Als wir gerade auf dem Weg zum Orthopäden waren, der etwa dreißig Kilometer von unserem Wohnort entfernt lag, sagte sie: »Hol doch mal eine CD aus dem Handschuhfach.« Wir hatten eine bunte Mischung dabei: Abba, Guano Apes, Metallica, Hits der 80er, Wolfgang Petry. Aber egal, was ich ihr vorschlug, Mama verzog ihr Gesicht. »Ne! Such mal weiter!«

Dann fischte ich eine selbst gebrannte CD hervor, die nicht beschriftet war. Ich schob sie in unseren CD-Player und lauschte. Zuerst rauschte es nur. Dann begann ein Mann eher zu brüllen als zu singen. Was war das denn? Plötzlich schallten Worte wie »Judensau« oder »Deutsches Reich« durch unser Auto. Entsetzt schaute ich zu meiner Mutter rüber, die laut auflachte. »Das ist ja cool! Die Musik habe ich früher gehört, als ich so alt war wie du.« Sie strahlte bis über beide Ohren und begann sofort mitzusingen.

»Und wie heißt die Band?«, fragte ich vorsichtig.

Mama nannte mir lauter Namen, die ich noch nie zuvor gehört hatte: *Landser, Kraft durch Froide, Tonestörung, Kraftschlag*. Dabei sah sie so glücklich aus, wie ich sie noch nie zuvor gesehen hatte. Und irgendwie steckte mich ihre überschwängliche Freude an. Sie schwärmte von ihrer Jugend, erzählte von verbotenen Aktionen und ersten Lieben, von tollen Konzerten in Abrisshäusern oder zwielichtigen Spelunken. Ich musste lachen. Meine Mutter! Sie hörte gar nicht mehr auf zu reden. Und je mehr ich nachfragte, desto lebhafter wurden ihre Schilderungen. Dabei wurde mir langsam klar, dass meine Mutter offenbar in

der Skinhead-Szene unterwegs gewesen war. Inzwischen war ich alt genug, dass ich mit diesem Begriff zumindest ungefähr etwas anfangen konnte. Außerdem erfuhr ich, dass meine Mutter eigentlich eine sehr ähnliche Kindheit wie ich erlebt hatte. Auch sie hatte ihren leiblichen Vater nie kennengelernt. Angeblich, weil er einen Mann angezündet hatte und deshalb ins Gefängnis musste. Ihre Mutter, also meine Oma, hatte sich dann ziemlich schnell einen anderen Mann geangelt, mit dem sie irgendwann meine Tanten bekam. Meine Mutter fühlte sich in dieser Familie genauso überflüssig wie ich mich früher. Deshalb floh auch sie – so oft sie konnte – zu ihren Großeltern. Und jetzt wurd's richtig spannend: Mamas Opa, also mein Uropa, war auch lange nach dem Krieg noch ein überzeugter Nazi. Als ehemaliges Mitglied der Waffen-SS feierte er beispielsweise jedes Jahr am 20. April »Führers«, also Adolf Hitlers Geburtstag. Selbstverständlich zusammen mit meiner Mutter. Dazu gruben die beiden alljährlich irgendwelche verbotenen Abzeichen und Fotos aus einem Erdloch im Garten hinter dem Haus aus, die meine Urgroßeltern dort versteckten, damit sie keinen Ärger bekamen. Meine Uroma legte ihrem Mann bei dieser doch sehr fragwürdigen Erziehung seiner Enkelin übrigens keine Steine in den Weg, wie meine Mutter behauptete. Selbst mit fünfundneunzig war einer ihrer Lieblingsprüche: »Als Opa noch im Verein war, war alles besser. Da hat es so etwas nicht gegeben. Die hätten denen schon Manieren beigebracht.« Mit »Verein« war die NSDAP gemeint, also Hitlers Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. An Uromas Spruch kann ich mich sogar noch erinnern – allerdings konnte ich ihn früher natürlich nicht einordnen ...

All das offenbarte mir Mama auf dieser Autofahrt. Ich war fasziniert. Zwar wusste ich, dass die Nazis irgendwie die Bösen gewesen waren, aber Genaueres wusste ich nicht. Und weil Mamas Augen so leuchteten, lief mir ein Schauer über meinen Rücken. Ein schaurig-schöner Schauer.

Zwischendurch drehte Mama immer mal den Lautstärkeregler hoch und rief: »Hör mal!« Dabei kicherte sie ausgelassen, wenn die Lieblingsbands ihrer Jugend von »brennenden Juden« oder »kriminellen Kanaken« sangen. Ganz automatisch begann ich, mit ihr zusammen im Takt zu wippen. Dabei hätten die Lieder ebenso gut von Außerirdischen oder Sahne-Sanddorn-Torten handeln können. Mir ging es lediglich um das Gefühl der Verbrüderung mit meiner Mutter – die Inhalte waren mir schnurzpieegal. Ich fand es allenfalls schade, nicht mit ihr mitsingen zu können. Aber das sollte sich bald ändern.

Angespornt durch dieses besondere Erlebnis mit meiner Mutter, begann ich, im Internet nach Rechtsrock zu suchen, also nach genau der Musik, die Mama mir im Auto vorgespielt hatte. Dabei stellte ich fest, dass es gar nicht so einfach war, an die entsprechenden Titel zu kommen. Die meisten Bands waren verboten und ihre CDs dementsprechend nicht einfach so herunterzuladen. Nun war mein Ehrgeiz geweckt. Mit derselben Zielstrebigkeit und Ausdauer, mit der ich vor gut einem Jahr um meine Gymnasialempfehlung gekämpft hatte, setzte ich jetzt alles daran, an Rechtsrock zu kommen.

Meine ersten verbotenen Titel bekam ich auf sogenannten LAN-Partys. Die waren zu dieser Zeit ziemlich angesagt. Ein paar Jungs schlossen ihre Computer zusammen, um sich dann gegenseitig in irgendwelchen Ballerspielen abzuschießen. Dazu gab es Chips und

Cola. Und als Pausen-Schocker wurden dann eben auch mal rechte Lieder gespielt. Nicht, weil wir sie gut fanden. Aber sie waren so schön verboten. Meistens pressten wir uns dann kichernd die Hände vor den Mund angesichts der schockierenden Textpassagen. Keiner meiner Kumpels ahnte, dass ich genau diese Lieder bereits sammelte. Allerdings reichten mir die paar Lieder natürlich nicht aus. Ich wollte *alle*, um ständig und immer wieder aufs Neue meiner Mutter imponieren zu können. Sobald ich ihr nämlich meine neuesten Errungenschaften vorspielte, schwelgte sie entweder in Erinnerungen oder gab sich schwer beeindruckt: »Wow, Timo! Wo hast du das denn her?« Mit jedem neuen Titel stieg ich in ihrer Achtung. Demnächst würde sie mir vermutlich ein Denkmal setzen. Endlich schien ich der Sohn zu werden, den meine Mutter sich gewünscht hatte.

Für mich gab es seitdem kein anderes Thema mehr. Sobald ich aus der Schule nach Hause kam, setzte ich mich an den Rechner und durchforstete das Internet. Dabei landete ich in Chatrooms, die Namen wie »Odins Reich« oder »Walhalla« trugen. Dort tummelten sich ziemlich abenteuerliche Gestalten, die auf die Demokratie schimpften (»Diese Demokröten zerstören unser Reich, indem sie alles verkaufen: die Bahn, die Post, die UMTS-Lizenzen«), sie stellten den Holocaust infrage (»Die Alliierten haben den Holocaust erfunden, um Deutschland zu schaden«) und sie sprachen sich für die Wiedereinführung von Arbeitslagern aus (»Dann würde es den Kanaken vergehen, uns ständig zu beklaugen«). Damit konnte ich zunächst nicht viel anfangen. Mir war nur wichtig, dass diese Leute mir Mailadressen nannten, über die ich Zugang zu Servern bekam, auf denen ich alles fand, wonach ich gesucht hatte: verbotene Lieder und manchmal sogar Videos, in denen unter anderem dazu aufgerufen wurde, Juden anzuzünden.

Tag und Nacht lud ich mir verbotenes Zeug aus dem Netz, und während ich mich nun ausschließlich mit der Beschaffung von Rechtsrock beschäftigte und versuchte, die Texte auswendig zu lernen, um sie dann auf den Autofahrten gemeinsam mit meiner Mutter singen zu können, geschah etwas mit mir: Ich begann, mich mit der Musik und den Texten zu identifizieren.

Diese laute Musik strotzte nur so von Macht, Mut und Energie. Sie schrie an gegen eine Welt, in der man verlorener war als nachts alleine in einem Wald. Diese Musik war Auflehnung. Nicht die Auflehnung eines Einzelnen, sondern die Auflehnung einer mächtigen Gruppe. Und was gab es Schöneres, als zu dieser Gruppe zu gehören? Diese Gruppe versprach Kameradschaft, Zusammenhalt, Schutz, Sicherheit – und Macht. Ja! Wir waren mächtig! Uns Deutschen war eine besondere Bestimmung in die Wiege gelegt worden. Wir waren für große Aufgaben bestimmt. Das wusste auch der restliche Teil der Welt. Nur aus diesem Grund waren wir im Zweiten Weltkrieg so vernichtend geschlagen worden. Weil die anderen Völker erkannt hatten, wozu wir in der Lage waren. Deshalb mussten sie unserem revolutionären Politiker Adolf Hitler Einhalt gebieten. Anders war es doch gar nicht zu erklären, warum beispielsweise Hitlers ehemaliger Stellvertreter, der »Friedensflieger« Rudolf Hess, so lange im Gefängnis sitzen musste. Von seinem angeblichen Selbstmord mit dreiundneunzig mal ganz zu schweigen. Das war doch Mord! Mord durch den britischen Geheimdienst. Das hatte ich in meinem Forum gelesen. Wir Deutschen sollten kleingehalten werden, um nie wieder einen solchen Ruhm zu erlangen,

wie es uns im Dritten Reich gelungen war. Unser ganzes System – von der Polizei bis zu höchsten politischen Ämtern – war durchsetzt von ausländischen Geheimdiensten, deren einziges Ziel es war, dieses Land nie wieder eine Blüte erleben zu lassen.

Aber ab sofort wollte ich dagegen antreten. Ab sofort war ich ein Teil des Stachels im System, das sich BRD nannte. Die BRD war nicht Deutschland. Oh nein! Deutschland war viel größer. Unser Land würde wiederauferstehen, wenn wir alle fremden Machthaber, die uns seit der Niederlage des Zweiten Weltkriegs geknechtet hatten, verjagt haben! Das hatte ich nun erkannt. Mein Stumpfsinn war vorbei. Ab jetzt würde ich kämpfen. Denn ich war ein Geweihter. Ein stolzer Deutscher. Ein Nationalist. Ich hatte das Gefühl, endlich verstanden zu haben, wie es in unserer Welt lief. Deshalb prangte seit Neuestem sogar ein Hakenkreuz als Hintergrundbild auf meinem PC, während ich die Musik aus dem Internet zog.

Einmal weckte mich meine Mutter nachts auf. »Timo, wenn du schlafen gehst, musst du den PC ausschalten. Sonst wird die Stromrechnung zu hoch.« Um gleich versöhnlich hinterherzuschieben: »Du weißt doch, dass wir ein bisschen aufs Geld achten müssen.« Daraufhin drückte sie mir einen Kuss auf die Stirn und verschwand wieder in ihr Schlafzimmer.

Das muss man sich mal vorstellen: Jede andere Mutter wäre garantiert durchgedreht, wenn sie als Hintergrundbild auf dem Rechner ihres Sohnes ein Hakenkreuz entdeckt hätte. Meine machte sich lediglich Sorgen um unsere Stromrechnung ... Ich hatte die coolste Mutter der Welt!

Dank meiner neuen Weltanschauung wurde mein Leben viel leichter. Markenklamotten? Waren doch eh nur dazu da, unsere Gesellschaft zu spalten. Durch Konsum sollte Neid geschürt werden. Das war's! Endlich musste ich meine Familie nicht mehr als Hartz-IV-Empfänger outen, wenn ich anders aussah als meine Kumpels. Nein. Ich trug *bewusst* keine Markenkleidung. Stattdessen lief ich in Armeekleidung rum: olivgrüner Parka, schwarze Armeehose, Springerstiefel. Gab's alles billig und secondhand. Die dazu passende Militärfrisur verpasste mir meine Mutter. Sie rasierte mir die Seiten so kurz wie möglich und ließ lediglich die blonden Deckhaare ein paar Millimeter stehen. Ich sah gefährlich aus! Dadurch verschaffte mir mein neuer Stil einen weiteren positiven Nebeneffekt: Plötzlich pöbelte mich keiner mehr an. Früher bin ich weggerannt, wenn sich jemand mit mir prügeln wollte, weil ich sein Mädchen angeflirtet hatte oder so. Aber ich war kein Schläger. Ich war leider nicht mal ein schneller Läufer. Deshalb hatte ich manchmal schon Herzrasen vor Angst, wenn ich an einer lauten Jugendgruppe vorbeigehen musste, die ich nicht kannte. Nun setzte ich ein grimmiges Gesicht auf – und keiner wagte, auch nur einen Pieps gegen mich zu sagen. Ich mimte eine Person, die ich gar nicht war: Den verletzlischen, weinerlichen Timo von früher gab es nicht mehr. Ich war nun auch nicht mehr nur lustig und cool, nein, ich war plötzlich ein Mann, mit dem man sich besser nicht anlegte!

Meine Mutter unterstützte meine Wandlung. Während früher garantiert nie Geld da war, wenn ich mir ein neues T-Shirt oder neue Jeans kaufen wollte, waren neue Klamotten plötzlich überhaupt kein Thema mehr. Meine Mutter gab mir sofort das Geld für ein T-

Shirt mit einer »88« drauf (als Zeichen für den jeweils achten Buchstaben im Alphabet – also »HH« für »Heil Hitler«) sowie für eine kleine Reichsflagge, die ich mir als Button an meinen Parka klemmen wollte. Was immer ich haben wollte – ich musste meine Mutter nur kurz in mein Zimmer rufen und ihr das neue Teil im Internet zeigen –, schon war die neue Bestellung finanziell abgesegnet. Einmal bestellte ich ihr einen kleinen Button mit, auf dem die Umrisse eines Landsers, also eines treuen deutschen Soldaten, zu erkennen waren. Den steckte sie sich sofort an ihre Handtasche. Und wenn sie mich ansah, dann voller Stolz. Nie wieder nannte sie mich »Mädchen« oder »Heulsuse«. Endlich war ich in ihren Augen ein ordentlicher junger Mann mit der richtigen Sicht auf die wichtigen Dinge des Lebens. Ich erinnere mich noch genau daran, wie ich einmal nach der Schule bei meiner Oma, die inzwischen zusammen mit Opa ebenfalls in unsere Nähe gezogen war, in die Küche trat und Mama sofort Haltung annahm, als sie mich erblickte.

»Heil dir!«, rief sie mir zu.

Ich antwortete mit einem stolzen »Sieg Heil!«.

Meine Oma schaute erst erschrocken. Machte das Theater dann aber mit, indem sie ein ganz leises »Heil!« nuschelte. Woraufhin meine Mutter mich triumphierend ansah.

Der einzige Ort, an dem mein neues »Ich« nicht auf große Begeisterung stieß, war die Schule. Mit meinen Klassenkameraden hatte ich keine Probleme. Die fanden es irgendwie cool, nun so einen harten Kerl zu kennen. Wer wusste schon, wofür man einen solchen Kontakt mal brauchen konnte? Die Lehrer dagegen machten kein Geheimnis aus ihrer grenzenlosen Abneigung. Sie konnten mit dem kleinen Neonazi in ihrer Klasse nichts anfangen. Anstatt mit mir das Gespräch zu suchen, versuchten sie, mich bei jeder sich bietenden Gelegenheit bloßzustellen. Mein Geschichtslehrer schien diesbezüglich besonders ehrgeizig zu sein. Als ich einmal möglichst dramatisch den »Terror der Alliierten« gegen das arme Deutschland schilderte, um meinen Mitschülern die Opferrolle unserer Landes bewusst zu machen, lächelte er bloß. Ich hatte ja gehofft, mit meiner Geschichte ein paar Schüler auf meine Seite zu ziehen. Aber unser Lehrer konterte gleich mit dem deutschen Luftangriff auf Guernica.

»Die Deutschen haben die spanische Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Es war der erste Verstoß der deutschen Luftwaffe gegen das Kriegsvölkerrecht. Hunderte Zivilisten starben. Und das ist nur eines von unendlich vielen Beispielen.«

Ich wollte es nicht drauf ankommen lassen, mir diese »unendlich vielen anderen Beispiele« auch noch anhören zu müssen, und hielt lieber meine Klappe.

Manchmal stichelte mein Geschichtslehrer aber auch, ohne dass ich ihm eine Vorlage dafür geliefert hätte: »Na, und dann gibt es natürlich auch Leute, die leugnen, dass im Dritten Reich sechs Millionen Juden vergast wurden.« Provokanter Blick in meine Richtung.

Da musste ich natürlich reagieren: »Es gibt überhaupt keine Beweise für diese Zahl. Es gibt keine entsprechenden Listen.«

So ergab sich ein Schlagabtausch nach dem anderen. Normaler Unterricht war kaum mehr möglich. Aber hey, ich war jetzt Timo, ein überzeugter Nationalsozialist. Da konnte